

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 17 (2010)
Heft: 191

Artikel: Schwarz-Weisses von der Regenbogennation
Autor: Slamanig, Monika
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-884606>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schwarz-Weisses von der Regenbogennation

Seit 1999 verbrachte *MONIKA SLAMANIG* mit Unterbrechungen insgesamt fünf Jahre in Südafrika. Für «Saiten» hat sie einen exklusiven Reiseführer zu den neun Austragungsorten der Fussball-WM verfasst.

Spricht man von Südafrika, kommt man um zwei Themen nicht herum: Kriminalität und das Verhältnis zwischen schwarzer und weisser Bevölkerung. Dazu einige Fakten: Ein Zehntel der 49 Millionen Südafrikanerinnen und Südafrikaner verdient die Hälfte des Gesamteinkommens. Es sind hauptsächlich Weisse – obwohl sie nur neun Prozent der Bevölkerung ausmachen. Etwa die Hälfte der anderen 91 Prozent lebt trotz wirtschaftlicher Fortschritte seit der demokratischen Wende 1994 in Armut, mit all ihren negativen Folgen: Kriminalität, Aids, Alkoholismus und so weiter. Ich schreibe von Weissen und Schwarzen, meine aber die vielen Abstufungen in Hautfarbe und Kultur mit. Südafrika ist eines der ethnisch vielfältigsten Länder des Kontinents, seine elf Landessprachen bilden nur einen Bruchteil der existierenden Sprachen und Kulturen ab.

KAPSTADT

Hier beginnen viele Touristen ihre Reise, in der Mother City, wo vor 350 Jahren die europäische Besiedlung ihren Anfang nahm. Ich meide Kapstadt. Nicht dass die Stadt nicht augenfällig schön wäre durch ihre Lage an der südwestlichsten Spitze des Kontinents zwischen Meer und (Tafel-)Bergen. Sie blendet. Mit Afrika hat sie wenig zu tun. Das ist typisch für Südafrika. Man kann, wenn man will, durchs ganze Land reisen, ohne mit Afrika in Berührung zu kommen. Viele tun es auch: Im Direktflug nach Kapstadt, Automiete, Sightseeing, Kap, Weinland, Garden Route, Rückflug. Deshalb ist die Garden Route so beliebt, obwohl längst nicht so spektakulär wie viele andere Gegenden: Sie hat die dichteste touristische Infrastruktur europäischen Standards.

Wer Geld hat, zieht nach Kapstadt und Umgebung, baut oder kauft sich eine Villa, ein Hotel, einen Golfplatz, eine Wein- oder Schönheitsfarm, so dass der enge Raum aus allen Nähten platzt. Zusammen mit den Aussteigern, Esoterikern, Musikern, Surfern und Party People, die hier ihr Glück su-

chen, ergibt das einen schillernden Kulturenmix. Zusammengedrängt in Einkaufs- und Vergnügungszentren, den gestylten Clubs, Hotels und Stränden, fühlt man sich wie in jeder anderen hippen Weltstadt. Wer das sucht, kann Kapstadt geniessen.

Mit dem Wohlstand sind auch die Kriminellen aus Gauteng und die Notleidenden vom Land nach Kapstadt gezogen, in der Hoffnung auf ein Auskommen. Die meisten stranden in den Slums, die man auf der Fahrt vom Flughafen sieht, Kilometer um Kilometer hinter hohen Zäunen, an denen sich der Abfall türmt. Weil sich die Überfälle auf der Strasse häuften, wurden Überwachungskameras montiert. In der Innenstadt kann man sich relativ sicher bewegen. Man ist unter seinesgleichen. An der Waterfront flanieren und gut essen, dann mit dem Schiff auf die Robben Island, wo Nelson Mandela und seinesgleichen jahrzehntelang gefangen waren. Welcome to South Africa!



PORT ELIZABETH (Nelson Mandela Bay)

In PE beherrscht die Industrie den Küstenstreifen; die Fun- und-Beach-Meile ist kurz und künstlich. Das neue Fussballstadion wächst fast ins Meer hinaus. Doch PE hat Charakter. Von der Einkaufsstrasse der Schwarzen in den viktorianischen Stadtteil der Weissen ist es ein Katzensprung, was die Durchmischung fördert. In PE gab es vor Jahren die ersten Township-Führungen. Damals übernachtete ich bei Violet, einer vierzigjährigen Xhosa, die in ihrem Häuschen mit Töchtern, Mutter, Tante und einer wechselnden Zahl sonstiger Verwandter lebte und alle mit ihrer Arbeit als Hausangestellte



durchfütterte. Bis spät schauten Besucherinnen und Besucher vorbei, um mich mit Fragen zu löchern. Der Abend verging mit Essen und Palaver, während Violets alte Mutter, die traditionelle Pfeife der Xhosa-Frauen rauchend, vom einzigen Bett aus die Soap-Serien am flimmernden Kasten und unsere Diskussionen gleichzeitig mitverfolgte, ohne viel zu verstehen. Ich schlief kaum, nicht nur, weil Kakerlaken über das Bett krabbelten. In den Townships, in denen sich der Abfall türmt, Wasser aus einem einzigen Hahn auf der Strasse kommt und sanitäre Anlagen sowie Strom Mangelware sind ausser er wird illegal von den Hauptleitungen abgezapft –, müssen menschenwürdige Zustände erkämpft werden.

Die verschiedenen Townships in PE durchquert man, wenn man mit Steven, dem Taxifahrer aus Graaff-Reinet, in die Karoo-Halbwüste fährt. Sein Standplatz liegt unter der Autobahnbrücke, gleich neben dem prunkvollen alten Bahnhof. Doch die Züge lassen sich an einer Hand abzählen. Entgegen dem Versprechen der Regierung, das Netz auszubauen und die verkommenen Linien zu sanieren, lässt Transnet eine nach der andern eingehen. Was funktioniert, sind die privaten Luxuszüge Blue Train und Rovos Rail, wo man in stilvoll restaurierten Speise- und Schlafwagen aus der Kolonialzeit die atemberaubenden Landschaften an sich vorbeiziehen lassen kann. Da und dort winken Afrikaner, die wie eh und je gewaltige Strecken auf seit Jahrhunderten begangenen Pfaden zu Fuss bewältigen, weil das Transportmittel oder das Geld dafür fehlt.

Ich fahre oft mit Steven in die Karoo. Ich kenne keinen besseren Chauffeur, zuverlässig, herzlich und nicht aus der Ruhe zu bringen. Mit besoffenen Fahrgästen geht er ebenso geschickt um wie mit seinen Stammgästen, welche die Musik lauter haben wollen, während mir fast das Trommelfell platzt. In PE steht man sich stundenlang die Beine in den Bauch, redet, raucht, wippt zum Bass aus den Lautsprechern und sieht zu, wie die Fahrer Unmengen von Gepäck aufs Dach oder den Anhänger binden. Black Taxis fahren, wenn sie voll sind, zuerst kreuz und quer durch die Townships. Sie bieten einen Tür-zu-Tür-Service und drehen auch mal um, wenn jemand etwas vergessen hat. Hat man PE aber im Rücken, drückt Steven auf die Tube, dem Sonnenuntergang entgegen, während im Taxi die Party abgeht.

BLOEMFONTEIN (Mangaung)

Nach der Landung in Johannesburg, im Bus weiter Richtung Karoo, passiert immer das Gleiche: Ich hab bereits Stunden abgessen, unterbrochen nur von den zwei sehnsüchtig erwarteten Pitstops (WC, essen, trinken, rauchen, alles in zehn Minuten), aber um Bloemfontein herum halte ich es fast nicht mehr aus. Dabei sind es noch mehrere

Stunden bis zum Ziel. Überall ähnliche Szenen entlang der grossen Verkehrsachsen: Der Bus hat sich hunderte Kilometer durch die Dunkelheit gepflügt, plötzlich taucht ein erleuchteter, belebter Busbahnhof auf. In Bloem warten dutzende Menschen, mit Decken und Kissen beladen, oft ganze Farmerfamilien, die ihre Mütter oder Töchter bringen oder abholen. Die meisten Weissen schnetzeln die 1400 Kilometer von Pretoria bis Kapstadt im Auto in einem Tag herunter. Im Morgengrauen in Graaff-Reinet werde auch ich abgeholt. Nach Nieu Bethesdas, dem kleinen Bauernhof am Ende einer Schotterstrasse, fährt kein Bus.

Dort hatte ich meinen einzigen Kontakt mit einem Fussballclub. Der Präsident bat mich, die Dorfelf in den Fussballtrikots zu fotografieren, die der neue Bürgermeister gespendet hatte. Wir waren pünktlich, warteten eine Stunde. Einer tauchte auf, wurde nach den anderen geschickt und kam nicht wieder. Also kein Foto. Hingegen Anschauungsunterricht von einem Township an einem Sonntagmorgen: Schnapsleichen und spielende Kinder, der Rest in der Kirche. Mehr als ein Dutzend verschiedene Kirchen kümmern sich um das Seelenheil der 900 farbigen Bewohner. Die Prediger drohen so laut mit Tod und Teufel, dass es im 500 Meter entfernten weissen Dorfteil widerhallt. Die weissen Farmer sind holländisch-reformiert, doch sie sterben langsam aus. Die Kirche wurde vor 200 Jahren für viele hundert Fromme gebaut. Ihr beleuchteter Turm ist nachts im Dorf die einzige Lichtquelle ausser dem funkelnden Sternenteppich.

Bloem, Hauptstadt des Free State, ist eine Transit- und Verpflegungsstadt an der N1, die von Kapstadt bis an die fernnördliche Grenze zu Simbabwe führt. Die weite, flache Provinz Free State mit den Tausenden von Hektar grossen Schaffarmen ist traditionelles Burenland. Einmal stieg ich in Bloem aus, um eine Mitfahrgelegenheit ins nahe Lesotho zu finden. Am anderen Morgen kam ich in Mikes Jeep in das winzige autonome Königreich mit den himmelhohen Bergen, das mitten in Südafrika liegt. Nach der Reise zurück in Bloem, wieder unter Weissen, genoss ich einen italienischen Kaffee an der Waterfront (jede grössere Stadt hat inzwischen eine; doch mangels Meer muss oft ein Brunnen genügen), aber der Kontrast war schwer zu verkraften. Lesotho ist voll von lebhaften, farbenfrohen Menschen und Tieren, die sich überall frei bewegen und mir offen begegneten. Man treckt auf einem Basotho-Pony oder zu Fuss durch Licht und Farben wie in einem Rausch. Das ist zugegebenermassen verklärt, denn das Volk von Hirten ist mausarm und eine solche Reise so zwiespältig wie in jedem Entwicklungsland.



DURBAN

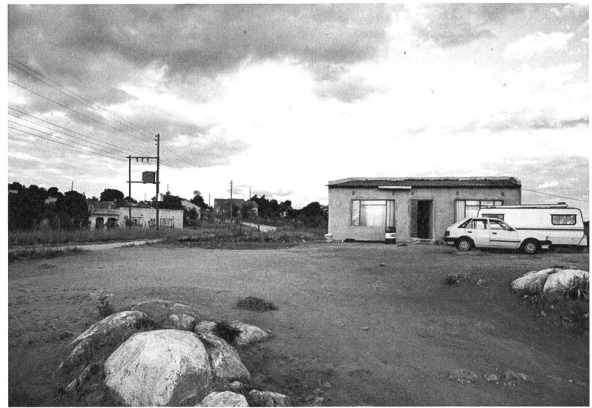
Die grösste «indische Stadt» ausserhalb Indiens ist auch die Hauptstadt von KwaZulu-Natal. Zululand. Kaum war ich dort, geriet ich in Mariannahill in eine Zulu-Messe, das einzige bleiche Gesicht in der überfüllten Kirche. Die Gesänge und Tänze waren mitreissend. Am Schluss der Messe nach etwa drei Stunden wurden unter Trillern und Klatschen die Fussballresultate der Kids vorgelesen. Ich nahm an der ersten Frauenkonferenz teil, auch dort kaum Weisse, überhaupt wenige Besucherinnen, da Durban als gefährlich gilt. Leider. Selten findet man eine solch elektrisierende Mischung von Kulturen eng nebeneinander, Hindu-Tempel, Kirchen und Moscheen Tür an Tür. Einzig ein Bummel über den riesigen Viktoria-Street-Markt ist nicht zu empfehlen, zumal man als Weisse, wie überall, als potenziell lohnende Beute auffällt.

Ich kam denn auch nicht dazu, an einem Stand malaiisches Curry zu geniessen. Ich wurde verfolgt und wusste nichts Gescheiteres, als in eine Kirche zu flüchten. Sie war menschenleer. In die Enge getrieben, rettete ich mich mit einem Sprung in ein abfahrendes Auto im Hinterhof. Fortan hielt ich mich an den Küstenstreifen, wo meinesgleichen sich tummelt, aber auch schwarze, indische und arabische Familien; verhüllte Frauen bis zu den Knien in den Wellen an diesen Bilderbuch-Stränden, die vor noch nicht langer Zeit für sie gesperrt waren.



NELSPRUIT

Von Nelspruit weiss ich nur noch, dass ich mit Übelkeit kämpfte. Die Busfahrt war extrem kurvenreich. Die Hauptstadt von Mpumalanga in der ehemaligen Burenprovinz Transvaal liegt nur hundert Kilometer von Swaziland und Moçambique entfernt, ist aber Welten von Schwarzafrika entfernt. Mit ihren properen Cafés, Hotels, Häusern mit blühenden Vorgärten gleicht sie einer holländischen Kleinstadt. In Nelspruit versorgen sich die Touristen vor der Safari im Kruger Park. Ich war in der Transkei, dem ehemaligen Homeland der Xhosas, gewesen, das übersät ist von kleinen Rundhütten-siedlungen, weidenden Kühen, Ziegen und Frauen mit Kindern auf dem Rücken, mit Wassereimern, Reisigbündeln und Maissäcken auf dem Kopf. Dann Durban, wo ich die Flying Doctors im Rotkreuz-Flugzeug in den zugänglichen Norden des Zululandes begleitete und nachhaltig erschüttert wurde von der Misere und an Aids sterbenden Kindern, die ich sah. In den Sümpfen um Saint Lucia mach-



te ich eine Fuss-Safari mit, an weidenden Gnus und an Tümpeln vorbei, an denen Krokodile sich sonnten und Flusspferde sich suhlten. In Swaziland verbrachte ich wunderbare Tage im Mlilwane Wildlife Sanctuary. Und dann Nelspruit. Ich liess den Kruger Park links liegen und fuhr weiter nach Johannesburg.

JOHANNESBURG

Die Stadt des Goldes, eGoli, eine Erhebung auf dem südafrikanischen Hochplateau, erkennt man von fern an ihrer Skyline von Hochhäusern und Fernsehtürmen und, näher dran, an den gelb leuchtenden Aushuben der vielen Goldminen, die die Stadt begründeten. Heute soll mit einem neuen Verfahren noch das letzte Stäubchen herausgefiltert werden.

Vom Northcliff Hill aus sieht man vor lauter Grün in den unzähligen Gärten die Häuser gar nicht. Die Millionenstadt macht sich unglaublich breit. Platz ist das einzige, das sie im Überfluss hat. Knapp ist, wie überall, das Wasser. Auch die Stromversorgung ist bedroht, da Eskom es versäumt hat, die maroden Kraftwerke zu sanieren oder neue zu bauen. In den Metropolen sind oft ganze Stadtteile stundenlang ohne Strom. Was das bedeuten kann, weiss ich von Marie, deren Ehemann rund um die Uhr auf ein Atemgerät angewiesen ist.

In Joburg hatte ich meine eindrücklichsten Erlebnisse überhaupt: Begegnungen und eine Konferenz in Soweto, das afrikanische Buffet im Wandy's, dem inzwischen auch unter Weissen beliebten Township-Restaurant, der Sonntag auf der Melville-Koppies, wo unter jedem Baum Zionisten verschiedener Ethnien beteten, sangen und reihenweise in Trance fielen, der Besuch des Apartheid-Museums mit einer schwarzen Schulklasse. Am eindrücklichsten war eine Begegnung am Flughafen vor zehn Jahren, als es noch sichtbare Spuren der Apartheidvergangenheit gab, etwa Verbotstafeln für Schwarze. Nach elf Stunden Flug, nur noch Kaffee im Kopf – es gab noch keinen Mugg and Bean oder Starbucks an jeder Ecke –, wurde mir in einem Steakhouse eine Tasse serviert. Am Nebentisch sass ein alter Mann, ohne etwas zu konsumieren. Er lächelte, beugte sich zu mir hinüber und sagte: «Wissen Sie, Mama, ich sitze zum ersten Mal in einem Restaurant, an dem das Schild «nur für Weisse» hing.»

Damals machten viele Schauergeschichten über die Kriminalität in Joburg die Runde. Es glich einer Lotterie, ob man die Fahrt in die Stadt unbeschadet überstand. Dabei ist das, was wir erleben, ein Bruchteil der Gewalt, der die Menschen in den Townships ausgesetzt sind. Schlechter Trost. Aber mir ist in Joburg, dank ortskundiger Begleiterin, nie etwas passiert, ausser dass ich in einem Haus wohne, das mehrmals ausgeraubt wurde. Es steht in Brixton, einem der wenigen älteren Quartiere, in dem Menschen aller Couleur





mehr oder weniger friedlich nebeneinander wohnen. Obwohl ich als Europäerin eine Ausnahmeerscheinung bin, fühle ich mich frei, zu Fuss zum Inder um die Ecke, ins Brixton Center oder zum muslimischen Frisör zu gehen.

Als wir einmal die berühmte Innenstadt besuchten, waren die Begegnungen, die Aus- und Einsichten schlicht überwältigend. Überall erheben sich leer stehende, zum Teil zerfallene, historische Gebäude und Wirtschaftstürme von Banken, Hotels, Edelmetall- und Versicherungsgesellschaften, die noch die Namen bekannter Firmen tragen. Doch an allen Wänden hängen Schilder: zu verkaufen. Unten, in den Häuserschluchten lebt Afrika mit seinen Strassenhändlern, Mais-Bräterinnen, Brötchen-Bäckerinnen, all den Frauen und Männern, die stundenlang vor nichts als ein paar Orangen oder Tomaten warten und palavern. Es gibt alles: vom Lippenstift über Mangos, Seife und Zigaretten stückweise bis zu mobilen Telefonapparaten und Muti-Shops, die stark riechende organische Zutaten für die Heilkünste der Sangomas verkaufen.

Alle wollten mit uns fotografiert werden. Ein schwarzer Kellner liess uns sogar in den altherwürdigen Rand-Club ein. Im obersten Stock des gespenstisch leeren Carlton-Hochhauses war ich überwältigt von der Rundumsicht auf die ganze Stadt und der unbegrenzten Weite. Doch in Joburg stolpert man auch überall über grausige Schauplätze des Apartheidregimes. In Soweto führte uns ein Mitstreiter des ANC zu einem Gebäude in der Nähe seines Hauses, das früher eine Polizeistation war. Er erzählte, wie er dort gefoltert worden war, und zeigte uns seinen von Narben übersäten Rücken. Im Ellis-Park-Stadion, einem der ältesten Sportstadion Südafrikas, hatte Nelson Mandela nach seiner Freilassung seinen ersten Auftritt. Dort kam es an der Rugby-Weltmeisterschaft 1995 zum legendären Sieg Südafrikas über den Favoriten Neuseeland. An der WM wird das Fifa-Kader in Sandton, dem Nobelviertel des Landes, logieren. Um die Ecke liegt Hillbrow, ein heruntergekommenes Ghetto von illegalen Einwanderern und Gangstern.

POLOKWANE

Auf halbem Weg zwischen Gauteng und Simbabwe, wäre Polokwane wohl einer der Orte, wo WM-Touristen in den leeren Schlafsälen der Schulinternate übernachten müssten. Denn deswegen erhalten die Kinder während der WM sechs Wochen Ferien – ausgerechnet in einem Land, in dem es an guter Bildung ebenso mangelt wie an Arbeit und Einkommen. Wobei jene, die sich ein Ticket für die WM leisten können, bestimmt die letzten sind, die in einem Schulschlafsaal übernachten. Die meisten werden nach dem Spiel wieder nach Joburg oder Pretoria gekarrt. Damit verpassen sie die Gelegenheit, etwas von Schwarzafrika zu sehen. Die Provinz Limpopo ist die Heimat uralter Völker wie der Venda, die noch nach traditionellen Bräuchen leben. Sie ist auch das Tor zum tropischen Südafrika mit Regenwäldern, Wasserfällen und einer überbordenden Pflanzen- und Tierwelt. Wir verbrachten eine Woche im Magoebaskloof, weil meine Expedition ins Venda-Land, zum Zykadewald der Regenkönigin Modjadji, im Empfangscamp endete. Wir kehrten um, zu unsicher, zu anstrengend schien es mir, mich in der kur-



zen Zeit einer derart fremden Welt auszusetzen, die mich bei einem Venda-Konzert am Kulturfestival in Grahamstown in den Bann gezogen hatte. Verstörend sowohl die Schönheit der Landschaft und der Menschen als auch die Armut, die uns auf der Durchfahrt ins Auge sprang.

PRETORIA



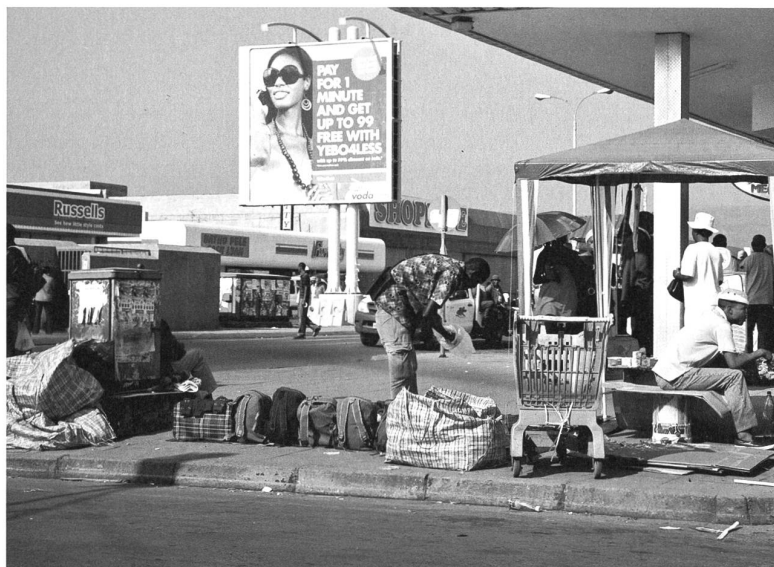
Hier stolpere ich über vieles: das hässliche Voortrekker Monument, das wie ein vergessenes Relikt über der Stadt ragt, die Union Buildings. Ich sass belämmert auf den Stufen dieser Trutzburgen der Apartheid-Regierung, die Nelson Mandela als frisch gewählter Präsident des neuen Südafrika hinaufgestiegen war, und fragte mich, was ihm dabei durch den Kopf gegangen war. In Pretoria fand der Rivonia-Prozess statt, der ihn und seinesgleichen ins Gefängnis brachte. Mandelas Nachfolger Thabo Mbeki und Jacob Zuma, einstige Waffenbrüder im Kampf gegen die weisse Unterdrückung, wussten sich diese Symbole einer missbräuchlichen Staatsherrschaft anzueignen. Der amtierende Zuma versteht es, auch die Symbole der schwarzen Macht wirkungsvoll in Szene zu setzen. Dass er Zulu ist, demonstriert er in der Öffentlichkeit gern mit Tänzen, traditioneller Kleidung und seinen drei Ehefrauen.

Am Schönsten ist Pretoria im Oktober und November, ganz in Lila von den Zehntausenden Jacaranda-Bäumen. Sonst nichts als schnurgerade Strassen und Häuser, wie auf dem Reissbrett entworfen, wegen der Kriminalität bis in die blühenden Vorgärten mit Kameras überwacht. In Pretoria ist die Afrikaaner-, die Buren-Bourgeoisie, in Joburg sind das Proletariat und die schwarzen Slums. In jüngster Zeit überlagern sich die Verhältnisse. Weisse ziehen nach Kapstadt, in Joburg entstehen hinter hohen Mauern Überbauungen mit tupfgleichen Luxuswohnungen. Auf den Hochhäusern von Joburg Central erstellen Neureiche Penthäuser und in den ehemaligen Slums in Soweto ihre Villen. In den Sommerferien zieht halb Pretoria Richtung Küste, in ihren Anhängern der halbe Haushalt. Auf ihrem Zwischenhalt in der Karoo habe ich manche kennengelernt, schüchterne, oft verschrobene Afrikaaner, die schlecht Englisch sprechen und sich als liebenswürdige, interessante Diskussionspartner entpuppten. Ich musste einige Vorurteile revidieren. Hannelie, eine Onkologie-Fachfrau aus Pretoria, leidet unter ihrem starken Afrikaans-Akzent, der sie als Angehörige jener Volksgruppe entlarvt, welche die Apartheid verbrochen hat. Alle Südafrikaner leiden unter Unsicherheit, Scham, Benachteiligung, Schuld, Hass und so weiter, ausgenommen jene, die es im neuen Südafrika auf krummen oder geraden Wegen zu Ansehen und Reichtum gebracht haben. Darunter auch ANC-Politiker. Angesichts ihrer Funktionäre mit protzigen Autos

und Villen wächst in den eigenen Reihen das Misstrauen und der Unmut, weil sie es in den sechzehn Jahren Demokratie nicht geschafft haben, die Versprechen für ein besseres Leben einzulösen. Die Zahl der ANC-Anhänger nimmt ab oder wird, wie die Youth League, radikalisiert; weisse rechtsextreme Parteien spüren Aufwind. Nach der Ermordung von Eugène Terreblanche im April, der mit Nazi-Symbolen für die Wiederherstellung des Apartheid-Staates warb, kursierten Gerüchte über eine schwarze Verschwörung und Aufrufe, zu den Waffen zu greifen.

RUSTENBERG

Rustenburg kam wohl wegen des nahe gelegenen Sun City zum Zug, dem Disneyland Südafrikas. Und weil das Stadion in Phokeng den Bafokeng gehört, dem wohlhabendsten Volk in Afrika. Sie wussten sich ihr Land mit den weltweit grössten Platinvorkommen durch alle geschichtlichen Wirren hindurch zu erhalten; ihr König Leruo Molotlegi steht auf der Liste der Reichsten der Welt. Rustenburg ist nur rund hundert Kilometer von den Metropolen entfernt. Dazwischen liegt die «Wiege der Menschheit» in Sterkfontein, ein Unesco-Weltkulturerbe. Hier wurden Fossilien früherer Hominiden gefunden, die die These untermauern, dass die Menschheit aus Afrika stammt. In der Nähe des wahrhaft paradiesischen Magaliesberg Mountain Sanctuary machten wir in Buffelspoort einen Kaffeehalt. Auf dem Parkplatz verkaufte eine Afrikaaner-Familie Pancakes vom Gaskocher, wie sie es bei jedem Freiluftanlass tun, für ein paar Rappen das Stück. Der Mann, ein Patriarch wie auf den alten Fotos der Voortrekker, taute erst auf, als ich zum dritten Mal Nachschub holte und meine Begleiterin ihn auf Afrikaans ansprach. In Buffelspoort liegt ein Ferienressort der Vereinigung zur Förderung der Afrikaans-Kultur. Nebst den Naturschönheiten ist es diese Mischung aus schwarzen und weissen Kulturen, die Südafrika auf eine zwiespältige und widersprüchliche Weise anziehend machen, faszinierend, archaisch und schwer zu begreifen. Hat es einen mal gepackt, muss man immer wieder hin.



MONIKA SLAMANIG, 1963, ist freie Autorin in St.Gallen.